„Direkt aus Europa auf deutsch“ (A 32' und B 29'): Texte und Erläuterungen zu Nr. 543 (Nov. 2026): A

Samstag, 6. Juni 2026, 8.30 – 9.00 Uhr

SWR[1] Kultur[2]: „Das Wissen“ [...]: „Internationale Studierende[3] – **Was Deutschland so beliebt macht**“ von Anja Schrum und Ernst-Ludwig von Aster. Noch nie kamen so viele Stud(ierende)[enten][4] aus dem Ausland nach Deutschland. Mehr als 400 000 registrierten **die Hochschulen** im Wintersemester 2024/25. Verschärfte Einreisebedingungen in den USA, Brexit-Beschränkungen in Großbritannien: Auch das macht ein Studium hier attraktiv. Doch der Studienalltag stellt viele vor Herausforderungen. „Hier ist eh kaum Empfang. Wir sind ja hier in so einem schönen, tollen[5] Gebäude, aber [das] hat ein bißchen Störung im ‚Handy‘[6]-Empfang.“ Im Magdeburger „Welcome-Center“ legt Anne-Katrin Güldenpfennig ihr Mobiltelefon[6] zur Seite. Seit 14 Jahren arbeitet [Frau] Güldenpfennig im Akademischen Auslandsamt der Uni[versität]. Da hat sie schon ganz andere Probleme gelöst. Die Enddreißigerin berät Stud(ierende)[enten] aus aller Welt. Sie war auch schon auf Hochschulmessen

1) Südwest-Rundfunk Baden-Baden, Mainz, Stuttgart
2) Bis 6. 4. 2024 hieß dieses Programm „SWR II“.
3) ausländische Studenten
4) Manche meinen vielleicht, viele wüßten nicht, daß man, was beide Geschlechter betrifft, mit dem generischen Masculinum bezeichnet. Vgl. Daniel Scholems „Sprachkolumnen“ im „Merkur“ Nr. 775 (2013) und 781 (2014)!
5) (Umgangssprache): sehr gut, sehr schön, sehr
6) das besonders handliche Funktelefon, -e

im Ausland im Einsatz, um für ihre Uni[versität] zu werben, in Indien oder Mexiko zum Beispiel.

„Das ging [wie] am laufenden Band, daß die Leute gefragt haben: Okay, was kann ich bei euch studieren? Gibt es ‚Bachelor‘, gibt es Deutschkurse? Wie teuer ist es? Gibt es Stipendien, finanzielle Unterstützung?“ Das Interesse ist groß – ebenso wie das Angebot. Mittlerweile werben staatliche und private Hochschulen um internationale Studierende[4], mal um die sinkenden Bewerberzahlen auszugleichen – wie hier in Magdeburg –, mal, um den Profit zu steigern. [...]

Wer es schließlich nach Deutschland geschafft hat, muß erstmal den „Uni“-Alltag meistern[7], „z. B.: akademisches Viertel. Woher sollen sie es denn wissen? Also: Es[8] fängt eben halt nicht [um] 9 Uhr an, es fängt eben halt [um] 9.15 Uhr an. Oder: Was ist der Unterschied zwischen Seminar, Übung, ein[nem] Praktikum [und einer] Vorlesung?“

„Wir haben im Hochschuljahr 2024/2025 rund 402 000 internationale Studierende in Deutschland. Es sind 6 % mehr als im Jahr zuvor, und um 26 % ist die Zahl gestiegen in den letzten 5 Jahren. Das ist erstmal sehr, sehr positiv und sehr schön.“ Nina Salden ist Bereichsleiterin „Strategie und Steuerung“ beim Deutschen Akademischen Austauschdienst in Bonn, kurz DAAD. Wir erreichen sie per „Video-Call“. „Internationals“ machen mittlerweile 13 %

7) Was man „meistert“, dessen wird man Herr, das beherrscht man.
8) Vorlesungen und Seminare „um 9 Uhr“

aller Studierenden hierzulande aus. [...] Beim „Ranking“ der beliebtesten Gastländer rangiert Deutschland derzeit[9] auf Platz 4 hinter den USA, Großbritannien und Australien.

Was aber macht das Studium in Deutschland so attraktiv? Auch das hat der DAAD erhoben – in seiner Studie „Benchmark internationale Hochschule“. „Die ‚top‘ drei Gründe, die dort am meisten genannt waren, waren die verhältnismäßig geringen Studienkosten. Natürlich ist es so: Wir haben hier in Deutschland keine oder jedenfalls nicht flächendeckend Studiengebühren. Aber ganz oben auf der Liste stand auch das Angebot an englischsprachigen Studienprogrammen, und – auch ganz wichtig – die Karriere-Perspektiven in Deutschland für [eine] mögliche Integration in den Arbeitsmarkt, möglicher Verbleib im Land nach dem Studium.“

Der Wunsch als Fachkraft zu bleiben, spiegelt sich auch in der Fächerwahl wider: Mehr als die Hälfte der internationalen Studierenden ist in [den] sogenannte[n] Mint[10]-Fächer[n] eingeschrieben[11]. Bei den Herkunftsländern steht Indien an erster Stelle. 15 % aller internationalen Studierenden[4] kommen aus dem südasiatischen Staat. Seit 2022 gibt es das deutsch-indische Migrationsabkommen mit vereinfachten Visa-Prozessen, das Studium und Ausbildung erleichtern soll. 50 000 Inder (und Inderinnen)[4] studieren heute in Deutschland. China liegt nur noch auf Platz 2 mit 10 %. „Die chinesischen Hochschulen sind ja also sehr gute Hochschulen, so daß viele chinesische Studierende[4] sich inzwischen auch dafür entscheiden, also in China zu studieren.“

5 % der internationalen Studierenden[4] in Deutschland kommen aus der Türkei, dann folgen Österreich, Iran, Syrien, Rußland und Italien als Herkunftsländer. Die allermeisten Studierenden möchten einen deutschen Abschluß[12] erwerben, die meisten schaffen das auch. [...] Von den rund 13 000 Studierenden in Magdeburg kommen mehr als 5 000 aus dem Ausland. Das entspricht einem Anteil von 41 %. Auf Platz 1 der „Internationals“ liegen die indischen Studierenden: Mehr als 2 000 sind hier eingeschrieben[11]. Das ist die bundesweit[13] größte indische „Uni-Community“.

„Internationalisierung ist auch eine Haltungsfrage. Bestimmte Dinge kann man entwickeln. Mehrsprachigkeit z. B. in der Verwaltung kann ein Hindernis sein. Daran muß man arbeiten. Das dauert dann ein paar Jahre, aber das kriegt[14] man hin[15]. Aber die Köpfe zu ändern und zu sagen ‚Das machen wir mit Freude jeden Tag‘, das ist eine Geschichte: Die braucht ein bißchen mehr.“

9) derzeit: zur Zeit, gegenwärtig
10) „MINT“: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik
11) Wer zum Studium zugelassen ist, schreibt sich bei der Immatrikulation in die Matrikel der Fakultät ein und bekommt seine Matrikelnummer.
12) Den Abschluß eines Studiums bildet ein Examen: z. B. das „Master“- oder „Bachelor“-Examen oder ein Staatsexamen.
13) bundesweit: in der ganzen Bundesrepublik
14) kriegen (Umgangssprache): bekommen, a, o
15) Was man hinbekommt, gelingt einem.

Jens Strackeljan ist Professor für Maschinenbau und seit 2012 Rektor der Uni[versität] Magdeburg. Seit Jahren treibt er die „Internationalisierung“ der Uni[versität] voran, nicht zuletzt, um den (Uni-)Standort zu sichern. Mindestens 8 000 Studierende[4] in der Regelstudienzeit: das ist die Zielgröße, die der Rektor mit der Landesregierung vereinbart hat. Auf dieser Grundlage werden das (Uni-)Budget[16] und die Personalausstattung berechnet. Sinkt die Zahl der Studierenden, kann theoretisch das Budget gekürzt werden. Von Anfang an kalkulierte die Uni[versität] daher mit Studierenden aus dem Ausland.

„Das ist erstmal die Voraussetzung: Hat man etwas, was die Welt interessiert? Das war da. Ja, und gleichzeitig eben der Rückgang über die letzten Jahre bei den Zahlen der Anfänger(innen und Anfänger) in den klassischen oder (in den) in den Hauptdisziplinen. Das ist natürlich bedauerlich, aber so haben wir daraus in den vergangenen Jahren eine Strategie entwickelt. Wo können wir den Rückgang [der Studentenzahlen] auch durch ‚Internationale‘ ein Stück weit kompensieren?“

Die ingenieurwissenschaftlichen und technischen Studiengänge waren ein „Pfund“, mit dem die Magdeburger „wuchern“ konnten. Allerdings waren die Veranstaltungen auf Deutsch. Also begann die Universität – Schritt für Schritt – auch Seminare und Vorlesungen auf Englisch anzubieten, vor allem im „Master“-Bereich. Das ist für alle Uni[versitäts]mitarbeite(nden)[r] eine Umstellung. Das ganze Umfeld mußte sich anpassen.

16) le budget (französisch): der Voranschlag für die Einnahmen und Ausgaben, der Haushaltsplan

„Da liegt viel Hoffnung in der Tochter, in dem Sohn, in dem Familienangehörigen, der hierherkommt, und Studienbedingungen kann man ja positiv gestalten und kann dafür sorgen, daß das Wohnheim nicht unbedingt Streß ist. Man kann denen Sportmöglichkeiten bieten. Da haben wir hier im ‚Elbauen‘-Park dafür gesorgt, daß sie Kricket spielen können, beispielsweise. Dafür braucht man unglaublich viel Fläche. Solche Dinge, die kann man [an]gehen, und wenn (man) das dann stimmig ist, dann hat man auch Erfolg.“

Doch dafür braucht es „einen langen Atem“ und manchmal auch „ein dickes Fell“. Seit Jahren ist die „AfD“[17] in Sachsen-Anhalt mit mehr als 20 % die zweitstärkste Partei im Landtag[18]. Regelmäßig warnt sie vor – Zitat – „Überfremdung“ und „Genderwahn“. Der politische Rechtsruck sorgte auch für Konflikte auf dem „Campus“. Bei einer Veranstaltung einer AfD-nahen Stu(dieren)den[ten]gruppe kam es 2017 im Hörsaal zu Tumulten. Nach Protesten im Hörsaal von „linken“ Stu(dieren)den[ten] wurde der geplante Vortrag abgebrochen. In der Folge bekam Strackeljan Morddrohungen. Im selben Jahr hatte er einen schweren Autounfall. Die Polizei stellte fest, daß an

17) die rechtsradikale Partei „Alternative für Deutschland“
18) der Landtag: das Parlament eines Bundeslands

seinem Wagen ein Vorderrad manipuliert worden war. Danach bekamen der Rektor und seine Familie für einige Monate Personenschutz. All das ist nachzulesen im Magazin des Deutschen Studentenwerks vom Januar 2018, Titel: „Studying in Germany“.

Doch Strackeljan und sein Team ließen sich nicht beirren. Sie hätten ihre Strategie weiter durchgezogen, sagt der Rektor im Gespräch mit „Das Wissen“. „Als die Uni 1993 gegründet wurde, da hatten wir knapp[19] 3 % ‚Internationale‘. Mittlerweile sind wir bei 40 %, und wir waren da immer Treiber (, denn) – auch der Entwicklung (im) im Land.“

„Ich mache immer gerne Werbung für diese wunderbaren jungen Menschen, die kommen. Das sind quasi[20] aus meiner Sicht die Ideal-Zuwanderer für Deutschland. Das sind junge Menschen. Die sind gebildet, die sind motiviert, die sind offen und kommen dann zum Studium hierher und möchten dann hier arbeiten. Also besser geht es eigentlich nicht.“

Isabelle Kappus leitet die „Servicestelle Interkulturelle Kompetenz“ beim Deutschen Studierendenwerk. Die bundesweit 57 Studierendenwerke betreiben Mensen[21] und Cafeterien an den Unis, verwalten die Wohnheime, bieten Beratung und Unterstützung für Studierende. Isabelle Kappus kümmert sich vor allem um die soziale und wirtschaftliche Situation der „internationalen“ Studierenden. Das größte Problem:

19) knapp/gut ...: etwas weniger/mehr als ...
20) quasi (lateinisch) : gleichsam, sozusagen
21) die Mensa, Mensen: der Speisesaal, ...säle (mensa, lat.: der Tisch, -e)

Es fehlt an bezahlbarem Wohnraum an den allermeisten Hochschulstandorten.

„Viele internationale Studierende kommen nach Deutschland und haben das ‚anglikanische‘ System im Kopf, wo mit der Studienplatz-Zusage automatisch eine Wohnheim-Zusage verbunden ist, und das ist in Deutschland nicht so. Die Hochschulen informieren auch darüber, aber das wird „überlesen“[22], und leider passiert es immer wieder, daß dann in den ‚Info-Points‘ der Studierendenwerke internationale Studierende stehen, die gerade frisch vom Flughafen kommen und aus allen Wolken fallen, weil sie keinen Wohnheimplatz haben.“

Hier müsse noch besser aufgeklärt werden, und vor allem brauche es deutlich mehr Wohnheim-Plätze, fordert Isabelle Kappus. 190 000 Plätze gibt es bundesweit[13]. Fast die Hälfte ist an „Internationals“ vermietet. Doch die Wartelisten sind zumeist sehr lang – für ausländische wie für einheimische Studierende.

„Die [Zahl der] Studienplätze (sind) [ist] in den letzten 10 Jahren um 50 % angestiegen, aber die Zahl der Wohnheimplätze ist nur um 7 % angestiegen.“ Anders als viele deutsche Studierende haben internationale aber meist kein „Netzwerk“, also niemanden, der jemanden kennt, der jemanden kennt, der zufällig noch ein Zimmer frei hat. [...]

Wer in Deutschland studieren will, der muß –

22) etwas „überlesen“: es beim Lesen übersehen, sich beim Lesen nicht als Information bewußt machen, nicht beachten

neben einem Studienplatz – finanzielle Reserven nachweisen, (so) [sagt] Isabelle Kappus vom Deutschen Studierendenwerk. „Ich muß einen Finanzierungsnachweis erbringen, wenn ich meinen Aufenthaltstitel hier als (Studierende) Studierender bekommen möchte. Das muß ich auch jährlich neu nachweisen. Das sind pro[23] Jahr 12 000 Euro, die auf einem Sperrkonto hinterlegt sein müssen. Davon kann ich dann monatlich nur einen bestimmten Betrag abbuchen“: derzeit[9] maximal 992 Euro. Wenn dann 600 Euro für ein Zimmer gezahlt werden müssen, dann wird das Geld schnell knapp.

„Dann kommen noch so unbekannte Gebühren hinzu wie der Rundfunkbeitrag, den ich nicht kritisieren möchte, aber der ist unbekannt in vielen Ländern, und das verstehen viele nicht. Die Krankenversicherung muß bezahlt werden. Auch das ist nicht in allen Ländern bekannt, daß es so etwas gibt, aber das ist einfach Geld, und das geht dann von dem studentischen Monats-Budget[16] ab, und plötzlich steht man da und braucht auf jeden Fall einen Neben-‚Job‘.“ [...]

Über den Fall der „IU Internationale Hochschule“ berichteten 2025 mehrere Medien ausführlich. Mit Dutzenden Standorten und mehr als 130 000 Stu(dieren)den[ten] ist die „IU“ die größte private Hochschule Deutschlands. Auch einige tausend Studierende aus Indien sind dort immatrikuliert[11]. Etlichen von ihnen soll nun in Berlin die Aufenthaltserlaubnis nicht verlängert werden. Begründung der

23) pro (lateinisch): für, je

Berliner Ausländerbehörde: Da vor allem „On Line“ studiert werde, sei eine Anwesenheit in Deutschland nicht nötig. Mittlerweile wird vor Gericht über etliche Fälle verhandelt. [...]

Bis zu 15 % „Late Arrivals“ haben sie pro[23] Jahr, weil die deutsche Visa-Bürokratie langsam arbeitet. In einigen Ländern, wie Bangladesch, kann es mehr als ein Jahr dauern: Umstände, die den Studienstart in Deutschland erschweren, und an denen die Universität nichts ändern kann. In anderen Bereichen aber mischen sich Anne-Katrin Güldenpfennig und ihr Team ein, wenn es, wie in einem Fall, z. B. Ärger im Wohnheim eines privaten Betreibers gibt, in dem neben Studierenden auch Auszubildende untergebracht waren:

„Da gab es jetzt letztes Jahr wirklich Vorfälle, daß unsere Studierenden auch mit Müll beschmissen[24] worden sind, mit Zigaretten beschmissen worden sind, und wir haben auch herausgefunden, wer dort wohnt. Die wurden dann auch abgemahnt. Die mußten auch (das) dann den Müll beseitigen, und die sind jetzt auch ausgezogen, und seitdem ist auch Ruhe.“ Sie rät allen, jeden ausländerfeindlichen Vorfall bei der „Awareness“-Stelle der Universität zu melden und auch bei der Polizei.

„Und dann gab's leider die Vorfälle, die rassistischen Vorfälle, muß man auch ganz klar sagen – daß wirklich auch Frauen gesagt haben, sie gehen abends nicht mehr hinaus oder auch Angst haben und

24) schmeißen, i, i (Umgangssprache): werfen

sich nur noch hier im universitären Kontext eben halt aufhalten und vielleicht maximal noch zu einem Supermarkt [gehen], was natürlich mental auch wirklich, also [da] verliert man ja auch jeglichen Lebensmut, weil man sich ja [davon] gefangen (von dem), [fühlt], weil man Angst hat, daß irgendwo etwas passiert."

Und Magdeburg ist keine Ausnahme. Nina Salden vom Deutschen Akademischen Austauschdienst: „Wir haben in unserer Studierenden-Befragung ‚BintHo' bei der letzten Runde auch erstmals ein Kapitel inkludiert[25], wo wir Studierende nach Diskriminierungserfahrungen befragt haben." Danach fühlen sich auf dem „Campus" 75 % der internationalen Studierenden[4] willkommen oder sehr willkommen. Ein Fünftel hat an der Uni[versität] Diskriminierungserfahrungen gemacht.

Doch im Alltag jenseits des Campus zeigt sich ein völlig anderes Bild: „65 % geben an, daß sie so eine Erfahrung schon mal gemacht haben. Und wenn man da dann nochmal ein bißchen mehr hineinguckt nach Herkunftsregionen, dann sieht man auch, daß es insbesondere Studierende aus Sub-Sahara-Afrika oder (Nah) Nord-Afrika/Nahost sind, die solche Erfahrungen gemacht haben. Das sind dann, ja, Diskriminierungserfahrungen beispielsweise beim Einkaufen, im öffentlichen Personen-Nahverkehr, aber eben auch bei solchen Dingen wie Wohnungssuche oder Neben-‚Jobs'."

Im Juni 2025 mußte Rektor Jens Strackeljan mal

25) includere (lat.): ein|schließen, hinein|bringen, mit ein|beziehen, o, o

wieder das Magdeburger „Uni-Konzept" erläutern. Die CDU beantragte eine Debatte im Landtag zum Thema „Zukunft gestalten – Studienchancen für internationale Studierende mit Landes-Interesse verbinden". Die Regierungspartei wollte wissen: „Also ihr habt jetzt fünfeinhalb tausend Internationale, davon 2 200 aus Indien. Was ist eure Perspektive, wieviel von denen glaubt ihr auch eventuell tatsächlich für den Arbeitsmarkt in Sachsen-Anhalt fit machen zu können?"

Jens Strackeljan „wiegt"[26] den Kopf. Er weiß, daß ein Großteil der Studierenden bleiben möchte. Aber er kennt auch die Probleme. Es fehlt in Sachsen-Anhalt an internationalen Arbeitgebern, bei denen Englisch gesprochen wird. Für die Arbeit bei mittelständischen Unternehmen aber sind Deutschkenntnisse der Schlüssel. Und die Uni wäre durchaus bereit diese zu vermitteln, wenn denn die Finanzierung geklärt werden kann. Jens Strackeljan rechnet damit, daß Deutschkurse für alle einen zweistelligen Millionen-Betrag kosten würden. „Das schaffen wir nicht alleine." [...]

Doch während Strackeljan und sein Uni-Team versuchen, die Internationalisierung voranzutreiben, gibt es politischen Gegenwind von ganz rechtsaußen. Die AfD[18] ist in Umfragen – Stand Mai 2026 – die stärkste politische Kraft in Sachsen-Anhalt. Sie warnt in ihrem Programm vor – Zitat – „kulturfremden

26) hier: so ähnlich bewegen, wie sich beim Wiegen mit einer Balkenwaage die Waagschalen bewegen

Fachkräften“ und will, so wörtlich, „die deutsche Wissenschaft zu ihrer alten Größe zurückführen“. Dafür sollen unter anderem „Bachelor“- und „Master“-Abschlüsse abgeschafft werden. Wer in Sachsen-Anhalt studieren wolle, solle vorher erst einmal Deutsch lernen. [...]

Studieren in Deutschland lohnt sich für die internationalen Studierenden, aber auch für das Gastland. Davon ist Nina Salden vom DAAD überzeugt: „Wir haben vor kurzem eine Studie in Auftrag gegeben beim Institut der deutschen Wirtschaft, die berechnet hat, daß jeder Jahrgang internationaler Studierender in Deutschland 15,5 Milliarden mehr zu den öffentlichen Finanzen in Deutschland beiträgt als der Staat in sie durch die Bereitstellung der Studienplätze investiert, und ich denke, das zeigt eigentlich ganz deutlich, wie wichtig internationale Studierende[4] für uns sind.

[Das war unsere Sendung] „Das Wissen“ [...], Sprecherin: Lina Syren. [...]

17’50” Montag, 1. Juni 2026, 13.05 – 13.55 Uhr

[Österreich I[27]:] „Punkt eins“[28] mit Philipp Blom: „Einen schönen Nachmittag!“ Heute geht es um Ungleichheit, um die **Wohlstands-Ungleichheit**. [...] Der Wohlstand der reichsten Menschen Österreichs ist um fast 16 % gestiegen innerhalb von einem Jahr.

27) das Hörfunk-Programm Nr. 1 (seit 1967) des österreichischen Rundfunks „ORF“
28) montags - freitags um „Punkt eins“: um 13.00 Uhr (mit etwas Musik)

Das heißt, daß jetzt ungefähr 500 Individuen in Österreich 39 % des Wohlstands kontrollieren. [...] Mein Gast heute ist Franziska Disslbacher von der Wirtschaftsuniversität Wien. Frau Disslbacher, guten Tag! – „Guten Tag!“ – Als Sie diesen Wohlstandsreport [der Boston Consulting Group] gelesen haben, hat Sie das gewundert? [...]

„Überrascht hat mich dieses Ergebnis keineswegs, weil das auch eine Weiterführung einer Dynamik ist, die wir schon länger beobachten, und zwar daß eben die größten Vermögen weit schneller wachsen als kleinere.“ – Woran liegt das? – „Das hat zum einen damit zu tun, daß einfach große Vermögen sehr viel mehr Möglichkeiten eröffnen, ganz anders investiert wird, ganz anders investiert werden kann, und auch die steuerlichen und institutionellen Rahmenbedingungen diese Vermögen, die bereits groß sind, gegenüber dem Rest in sehr vielen Aspekten begünstigen.“ [...]

Heute auf „Punkt eins“ sprechen wir über [die] wirtschaftliche Ungleichheit, die auch in Österreich im letzten Jahr erheblich gestiegen ist. Sprechen Sie mit uns, rufen Sie uns an unter 0800 22 69 79, 0800 226979, oder schreiben Sie uns an punkt1@orf.at! David Brandhuber hat das schon getan, und (er sagt,) er fragt uns: Warum „wächst“ diese „Schere“[29] überhaupt? Ein Pfleger, eine Kassiererin, ein Bauarbeiter, sie alle arbeiten hart,

29) Der Abstand der Wachstumskurve für große Vermögen von der für kleine Vermögen wird größer.

zahlen Steuern und kommen trotzdem kaum „vom Fleck“. Gleichzeitig wächst das Vermögen der Reichsten ganz von selbst, einfach weil sie bereits viel besitzen. [...]

„Für die meisten Menschen (ist) [sind] ja tatsächlich das Arbeitseinkommen und Ersparnisse daraus die wichtigste Vermögensquelle, und in Relation zu den Vermögen sind diese Arbeitseinkommen kaum oder nur sehr gering gestiegen. Das heißt, daß dieser Befund insofern tatsächlich stimmt, daß einfach die Zuwachsraten beim Vermögen sehr, sehr viel höher sind als die Einkommens-Zuwachsraten, wo es zum Teil auch, ja, stagniert oder real in den Konsummöglichkeiten sogar nach unten gegangen ist für viele Personen.“ – Und das schon seit langer Zeit, und es ist schon seit den 1980er Jahren so, also fast seit 50 Jahren stagnieren Löhne und Gehälter, zumindest wenn man die Inflation mitberechnet. – „Genau!“ – Und die Vermögen tun das nicht. – „Genau! Die wachsen weiter und wachsen weiter, und deswegen geht einfach diese ..., diese ‚Schere‘ weiter aus[einander].“

Was bedeutet es eigentlich für eine Gesellschaft, wenn diese „Einkommensschere“ so weit aufgeht? Man könnte ja sagen, die Leute haben für ihr Geld gearbeitet: Die sind jetzt halt reich. Das ist schön für sie. Die andern können sich auch bemühen. Was ist das Problem? – „Zum einen sehe ich schon das Problem, daß wir ein Steuersystem haben, das eben sehr stark auf der Besteuerung von Arbeitseinkommen beruht und zum anderen auf der Besteuerung von Konsum. Und Konsumsteuern wirken regressiv. Die Besteuerung von Vermögen und Vermögenseinkommen ist in Relation dazu von kaum oder von sehr geringer Bedeutung.“

„Sie sagen, Konsumsteuern wirken regressiv. Übersetzen Sie das [bitte mal]! – „Okay. Das bedeutet: (daß) Personen mit niedrigerem Einkommen geben ja einen höheren Anteil ihres Einkommens aus für Lebens[mittel].“ – Mit anderen Worten: Ich habe [z. B.] 1 000 Euro im Monat, ich brauche 400 Euro, um meine Familie zu ernähren (im Monat), dann habe ich 40 % meines Einkommens nur für Essen ausgegeben. – „Genau, dann kommt ...“ – Wenn ich aber 10 000 Euro im Monat habe, brauche ich vielleicht immer noch nur 400 Euro (zum) [für] Essen. – „Genau, genau!“ – Und das ist dann dementsprechend eine andere Rechnung. Das heißt, (eine) eine Mehrwertsteuer, die auf Konsumprodukte (ist) [erhoben wird], die belastet Menschen mit weniger Geld mehr. – „Oh Gott, ja, genau, in Relation betrachtet.

Und diese nicht vorhandene, muß man sagen, Rolle von Vermögenssteuern ist schon bemerkenswert, auch deswegen[, weil sie sehr niedrig sind]. (Es war) [Sie waren] schon mal höher. Österreich ist hier im internationalen Vergleich auch eines der Schlußlichter: Ich glaube nur 2 oder 3 OECD-Länder haben noch geringere Einnahmen aus vermögensbezogenen Steuern als [das] in Österreich der Fall ist. Und zum anderen auch, weil die Reichsten, die Ver-

mögendsten, ihre Vermögens-Portfolios[30] so strukturieren, daß sie auch keine Einkommenssteuer bezahlen.“ [...]

Reiche Menschen haben mehr Zugang zur Politik. Sie können Stiftungen gründen, sie können „Think Tanks“ gründen, sie können natürlich an Parteien spenden oder an parteinahe Organisationen spenden. Und damit schafft man ja immer irgendwelche Schuldverhältnisse[31] beziehungsweise irgendwelche (gegen) „Gegenhandels“-Prinzipien. Das heißt: Wie sieht das tatsächlich in der Praxis aus, gerade in Österreich? Ich meine, wenn Sie sagen, reiche Menschen haben mehr Zugang zu politischer Macht, wie können Sie das in irgendeiner Weise konkretisieren?

„Also grundsätzlich finde ich den Punkt auch deswegen wichtig, weil es bei der Vermögensungleichheit ja nicht nur darum geht, wer um wieviel mehr hat, sondern auch darum, was mit Vermögen getan werden kann, einfach diese Idee, daß hohe Vermögen das Versprechen politischer Gleichheit untergraben. Und interessant ist, daß diese Einflußnahme oder auch nur versuchte Einflußnahme ja nicht illegal ist, sondern tatsächlich in sehr legalem Rahmen passieren kann, eben durch Gründen von sogenannten ‚Think Tanks‘, durch Parteispenden und so weiter. Und wer mehr Vermögen hat, kann auch (mehr) mehr

30) das Portfolio, -s: die Mappe von Papieren (portare, lat.: tragen; il foglio, it.: das Blatt): die Brieftasche, das Vermögen (z . B . Aktien)
31) Wer eine Spende bekommt, fühlt sich dem Spender verpflichtet, steht sozusagen in dessen Schuld.

spenden, (mehr) mehr gestalten oder, ja, versuchen das zu tun. Und gleichzeitig geht das aber auch in die umgekehrte Richtung, daß wir wissen, daß Parlamente, politische Parteien tendenziell immer eher Entscheidungen im Interesse der Eliten [treffen] oder Entscheidungen treffen, die mit den Interessen der Eliten konsistent[32] sind.“ [...]

Wir haben uns vor dieser Sendung kurz unterhalten, und da haben Sie etwas sehr Spannendes gesagt, denn Sie haben Europa und die Vereinigten Staaten verglichen und haben gesagt, also in Europa sind 60 % der Vermögen im Prinzip ererbt, in den Vereinigten Staaten ist das ganz anders.

„In Europa sind eben diese sogenannten dynastischen Vermögen, die vererbten Vermögen, die dominierende Art von Vermögen. In den USA ist das ein bissel anders, weil dort ungefähr nur so 20, 30 % des Vermögens vererbt oder ererbt wurden. Das hat verschiedene Gründe. Zum einen muß man mal berücksichtigen, daß die USA ja viel jünger sind in ihrer Geschichte als Europa. Das spielt da auch schon mal mit hinein. Zum anderen ist es so, daß in den USA, insbesondere in der ‚Tech‘-Industrie, im ‚Silicon Valley‘, ständig sehr, sehr viel Vermögen generiert wird, neu entsteht, und [daß] das durchwegs auch Personen sind, die eben nicht, ja, schon große Beträge geerbt hatten. Ich würde diese Personen deswegen nicht, wie es oft getan wird, als ‚selfmade millionaires‘ oder ‚billionaires‘ bezeichnen, aber

32) consistere (lat.): stand|halten (ä), ie, a

aufgrund der wirtschaftlichen Dynamiken ist es einfach so, daß dort viel neues Vermögen auch unabhängig (von) von Erbschaften entsteht."

Das klingt so, als wäre Europa viel statischer als die Vereinigten Staaten, weil hier so viel dynastisches Vermögen vererbt wird. Aber tatsächlich ist es nicht so einfach, wenn man sich z. B. Bildung und Einkommen ansieht. Dann wird Europa doch (im Bild) wesentlich dynamischer. Es ist einfacher in Europa, über Bildung weiterzukommen als noch z. B. in den Vereinigten Staaten.

„Ja, das stimmt so, daß eben die Einkommens- und Bildungs-Mobilität in Europa deutlich höher ist als in den USA. [...] Da gibt's auch große Unterschiede zwischen den Ländern, aber ein Befund für Österreich ist ja z. B. auch, daß Bildung für das Einkommen, für das Arbeitseinkommen, nicht so entscheidend ist (als) [wie] in den USA oder in Großbritannien beispielsweise, weil's eben für verschiedene Bildungsgruppen verschiedenste Möglichkeiten gibt, hohe Einkommen oder mittlere Einkommen zu erzielen. [...]

Aber in den USA ist auch diese Mobilität deswegen niedriger, weil ganz viele Strukturen, wie z. B. das Bildungssystem, ja privat finanziert sind und es hier kaum einen, ja, öffentlichen Sektor gibt, oder der weniger relevant ist, und zudem eine viel stärkere Trennung zwischen Elite-Institutionen beispielsweise und jenen eher für die breite Masse. Und ob man dazu Zugang hat oder nicht, hängt einerseits von dem elterlichen Vermögen, aber auch von dem eigenen Vermögen ab." Das heißt also z. B. in den Vereinigten Staaten: Wenn man sich bilden möchte, (dann kann man plötzlich,) wenn man einen guten Abschluß haben will von Harvard oder Yale oder einer privaten berühmten Universität, dann braucht man halt eine halbe Million, um diesen Abschluß zu [be]zahlen, denn die Universitätsgebühren sind sehr hoch. Das ist in Europa nicht so. In Europa kann man es sich leisten, (an) sich zu bilden, ohne ein großes Vermögen zu haben. [...]

Herr Schmidt hat uns angerufen. Herr Schmidt, Sie sind auf Sendung. Guten Tag. – „Ich begrüße [Sie], verehrte Teilnehmer!" – Bitte! – „Herr Schmidt ist unter anderem gewählter Delegierter von den Armutserfahrenen[33], also ..." – Entschuldigen Sie! Sind Sie nicht Herr Schmidt? Sind Sie nicht Herr Schmidt? – „Was bin ich nicht?" – Ich (möchte) möchte (wissen, ob) wissen, ob ich mit Herrn Schmidt spreche oder nicht. – „Ja, ja, tun Sie." – Tun Sie: Wunderbar! Herr Schmidt ist Delegierter. Bitte!

„Genau! Ich dachte, ich muß immer gleich direkt einsteigen. Genau: ein Delegierter von (ein, ein, ein) ein[er] Armutserfahrenen-Plattform. Wir erfahren die Armut, wir haben Existenzsorgen, Existenzängste, wir werden gequält. Und auf der andern Seite ist dieser wahnsinnige Reichtum, der sich vor uns

33) Menschen, die arm sind oder Armut erfahren haben, bilden „Gruppen Armutserfahrener", um darauf hinzuweisen, was es bedeutet, arm zu sein und z. B. keinen Zugang zum Internet zu haben.

auftürmt. Und jetzt ist eine meiner Fragen, und das ist (die) heute die einzige: Mir kommt [es so] vor: Es ist überhaupt nicht klar, ob Armut und Reichtum wirklich existieren.

Es (werden) [wird] immer wieder auch über ‚Mainstream'-Massenmedien erzählt, daß sowohl die Armut ‚angeblich' sei, also – Herhören! – nicht so wirklich, und wenn, dann [sei man] vielleicht selber schuld. Und auch der Reichtum [...]: [Da] wird immer wieder gesagt: Das ist ja gar kein wirklicher Reichtum, und das ist irgendwie nur auf dem Papier, und das ist irgendwie nur ... Wir sind nur zu blöd, das zu verstehen, daß dieser Reichtum eigentlich gar nicht existiert. Wenn wir diese Frage nicht klären, dann ist alle andere gute Diskussion umsonst, weil: Wir haben ja nicht einmal geklärt, ob wir überhaupt über etwas reden, was vorhanden ist, nämlich Reichtum und Armut in Österreich." – Ich danke Ihnen, Herr Schmidt! [...]

(Also) Was ich sehr oft beobachte, ist, daß eben insbesondere, wenn es um Daten, Statistiken zu Vermögen oder zu den Vermögendsten geht, das als, ja, nicht valide, beispielsweise, dargestellt wird. Dem zugrunde liegt aber das Problem, daß wir aufgrund der Besteuerung von Arbeitseinkommen über die Einkommen relativ gute Daten haben, aufgrund der fehlenden Vermögenssteuer, aufgrund nicht vorhandener Register oder Registrierungspflichten wir einfach da sehr viele verschiedene Quellen zusammentragen müssen, um sinnvoll zu, ja, zu belastbaren Zahlen zu

kommen. Und das sind z. T. sehr komplexe Methoden, die verwendet werden, und deswegen wird das dann häufig, ja, versucht zu diskreditieren. [...] Aber die allgemeinen Tendenzen, die allgemeinen Bandbreiten sind relativ geklärt, würde ich sagen, und niemand würde abstreiten[34], daß es (keine) Armut gibt."

Aus Ihrer Forschungsperspektive: Was müßte passieren in Österreich und in Europa, um diese Situation zu stabilisieren? – „Zum einen bin ich vorsichtig optimistisch, weil es beispielsweise auf EU-Ebene Bestrebungen gibt, auch tatsächlich schon durch die neue ‚Anti-Geldwäsche'-Behörde Bemühungen, um ein Vermögensregister zu erstellen, um überhaupt mal erfassen zu können, wem was gehört in diesen [Ländern], ja, in den EU-Ländern. Zum anderen gibt es auch auf internationaler Ebene einiges, das sich seit der G20-Präsidentschaft von Brasilien getan hat, in Richtung einer Besteuerung von zumindest globalen Milliardär(inn)en. Da ist einiges (in) in Bewegung, weil es einfach immer evidenter wird, daß man beginnen muß, diese Vermögen systematisch zu besteuern."

Mit anderen Worten: ob unser Steuersystem gerecht ist oder nicht, es fußt auf Voraussetzungen, die vielleicht bald nicht mehr bestehen werden, und deswegen braucht es eine Reform. Frau Disslbacher, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie heute unser Gast waren und uns informiert haben (und) über die

34) behaupten, daß es keine Armut gibt.

Vermögens- und Steuersituation in Österreich und in Europa. [...] Bleiben Sie neugierig mit Ö I[1]!

Und hier ist noch etwas: „Ain't We Got Fun?“: Bing Crosby singt darüber, wie schrecklich lustig es ist, sich zwar nichts leisten zu können und überall Schulden zu haben, aber trotzdem eine nette Freundin. [...]





Bernau (20 km nördlich von Berlin): die Marienkirche; S. 23: das Steintor (Fotos: St., August 1997)

Sonntag, 31. Mai 2026, 13.04 – 14.00 Uhr

[WDR V[1]:] „Dok 5 – das Feature[2]“[3]. „Jeder sagt, ‚McDonald's‘ schmeckt nicht, aber jeder ißt irgendwann mal da.“ [...] „ ‚Fast Food‘: **Gute Geschäfte mit schnellem Essen**“: ein Feature[2] von Maike von Galen: Pommes[4], Pizza, Döner, Currywurst: „Fast Food“ ist aus unserem Alltag nicht wegzudenken, ob an der Imbiß-Bude oder vom Liefer-„Service“. Schnellverpflegung ist „Dauerbrenner“ und Milliarden-Markt zugleich. [...]

Marktführer im Bereich des Essens ist die „Burger“-Kette „McDonald's“ mit einem Umsatz von 4,85 Milliarden Euro im Jahr 2024 und 1 440 Filialen in Deutschland. Dahinter folgen [die] Konkurrent[en] „Burger King“, die „Yum! Brands“ mit ihren „KFC“- und „Pizza-Hut“-Filialen, die „Sandwich“-Kette „Subway“ und die Pizza-Kette „Domino's“.

„Fast Food“ – schnelles Essen – ist heute mehr als nur „Burger“ und „Pommes“[4]. Gemeint ist alles, was schnell geht, standardisiert in seiner Herstellung ist und oft unterwegs gegessen wird – vom Döner bis zum „Bagel“. Auch immer mehr Läden mit veganen Konzepten eröffnen. „Fast Food“ muß nicht ungesund

1) das Radio-Programm Nr. 5 des Westdeutschen Rundfunks in Köln
2) auf deutsch: das Hörbild, -er (404, 39, Z. 5!)
3) sonntags mittags gesendet und abends wiederholt
4) frittierte Kartoffelstäbchen: die Fritte, -n - französisch: pommes frites

und fettig sein. Das schnelle Essen für unterwegs macht heute schon einen großen Teil der Gastronomie aus: 40 % des Umsatzes wird mit Essen „To Go“ statt gesetzt am Tisch umgesetzt. Doch auch Imbißläden stehen unter Druck. Höhere Preise für Energie und Lebensmittel treiben die Kosten nach oben: Die Preise steigen. Und viele Gäste achten stärker aufs Geld, sind nicht bereit, die deutlichen Preissprünge der vergangenen Jahre bei Currywurst oder Döner mitzutragen.

„Wenn ich in Frankfurt den Anschlußzug verpaßt habe, dann bin ich in der langen Schlange derjenigen, die spät abends noch irgendwie zur Currywurst-Bude laufen und Pommes und Currywurst und Bier konsumieren – mit schlechtem Gewissen. Aber der Frust ist so groß, man tut es trotzdem.“ Das (ist) [sagt] Gunther Hirschfelder, Kulturwissenschaftler, oder genauer gesagt: Eßkultur-Wissenschaftler. „Alle Menschen essen zu allen Zeiten, in allen Lebenslagen, täglich oder mehrfach täglich, und das führt dazu, daß wir über Ernährung einfach auch Kultur verstehen, Kultur vergleichen können.“

Gunther Hirschfelder ist Professor an der Universität (Erlangen) [Regensburg], lebt aber privat in Bonn[5]. Daher auch der Anschlußzug in Frankfurt, die vielen Bahnhofsaufenthalte, die der Wissenschaftler auch immer ein wenig zur Feldforschung nutzt. „Wir können der Imbiß-Kultur überhaupt nicht

5) Da war er Assistent und hat sich 2000 mit dem Thema Alkoholkonsum habilitiert.

mehr entgehen. Und egal, ob wir mit Eisenbahn oder Flugzeug oder Auto unterwegs sind, egal, ob wir durch Kleinstädte, Überlandstraßen oder durch Städte gehen, laufen, fahren: Überall wird Essen angeboten. Überall haben wir so etwas Ähnliches wie eine Imbiß-Kultur. [...] Diese Imbiß-Kultur, die ist gerade in Mitteleuropa eigentlich erst in der Nachkriegszeit entstanden, seit den späten 1940er Jahren."

Beginnen wir noch etwas früher: „Mahlzeit!" „Mahlzeit!" „Mahlzeit!" „Mahlzeit!": „In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in Westfalen oder im Rheinland: Es gibt in einer dörflichen Umgebung mittags um 12 [Uhr] Mittagessen, und zwar um Punkt zwölf. Und dann gibt es eine Mahlzeit, die ist klar geordnet. Da gibt es ein Tischgebet, da gibt es den Hausherrn, der bestimmt, wann angefangen wird": „Wohl bekomm's!" Essen: Das bedeutet damals Gemeinschaft: feste Zeiten, feste Rituale, eine „Mahl-Zeit" eben. Sich zwischendurch einfach an der Speisekammer[6] zu bedienen – „Wo kommen wir denn da hin?"[7]

„Dann kommt die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die konfrontiert uns mit ganz neu(er)en kulturellen Systemen. Wir haben [in der amerikanischen Besatzungszone] vor allem die neuen amerikanischen Soldaten. Die kommen aus einer anderen Kultur, und die bringen sie mit: Sie essen nämlich auf der Straße."

6) Das ist ein Raum mit Zugang von der Küche, in dem die Lebensmittel-Vorräte aufbewahrt werden.
7) „Wo käme man denn da hin?": Damit wird davor gewarnt: Das könnte schlechte Folgen haben.

Die amerikanische „Street Food"-Kultur trifft in Deutschland auf ausgebombte Städte ohne Restaurants und Kneipen. „Wir haben eben eine zerstörte Infrastruktur, gerade im Rheinland in den großen Städten, nicht nur in Köln, sondern [auch] in Aachen, in Jülich, in Düren, in Krefeld. [Das sind] alles ganz kaputte Städte. Da entstehen nicht von heute auf morgen große Restaurants. Da entstehen ‚Trümmerbuden': kleine, notdürftige Restaurants, die man dann ‚Imbisse' nennt. [Das ist] ein altes deutsches Wort, mittelhochdeutsch ‚imbiz': ‚kleine Mahlzeit'."

Was damals aus der Not entsteht, ist heute ein durchorganisierter Markt. Stehimbiß, Wurstbratereien: Wie gewann der Steh-Konsum an Bedeutung? Schnell geht es, schnell, wie dieser Zeitgenosse zeigt: Nur eine moderne Zeiterscheinung? „Warum essen Sie hier und nicht in einer Wirtschaft, wo Sie sitzen könnten?" – „Das ist ganz einfach: weil es schnell geht. Haben Sie irgendein Schild draußen gesehen? ‚Schnellgaststätte'?" – „Haben Sie es denn so eilig?" – „Ich habe nur ganz kurze Mittagspausen. Da bleibt mir nichts anderes übrig als das ‚Picknick', also [in eine] ‚Schnellgaststätte' zu gehen."

[Hirschfelder:] „Der rheinische Nobelpreisträger Heinrich Böll hat mal gesagt: ‚Die Imbißbude ist der neue Ort der Menschlichkeit.'" Genau solche Orte der Menschlichkeit hat Henning Prinz viele Jahre im Ruhrgebiet gesucht. Gemeinsam mit Marius Ebel, Holger Müller und Klaus Friedrich zog er von Pommesbude zu Pommesbude auf der Suche nach dem kultigsten

Imbiß im Pott[8]. „Alles, was mit Pommesbuden zu tun hat, (da habe ich) [das hat mich] seit der frühesten Kindheit schon irgendwie – ja, ‚geprägt' ist vielleicht zu viel, aber verfolgt. Nicht? Wir haben in ... Ich bin in Recklinghausen-Süd großgeworden, da gibt es auch ... leider gab es die[se] ..., eine ganz alte Pommesbude, den ‚Imbiß Döveling.'"

Knapp[A19] 60 Jahre stand Edeltraud Döveling in ihrem Imbiß hinter der Theke, verkaufte halbe Hähnchen, Currywurst und Pommes. Als Aushilfe hatte sie einst in der Bude angefangen, heiratete schließlich den Besitzer, überlebte ihn und stand auch mit 79 Jahren noch hinter der Imbißtheke. Die „Lokalzeit Dortmund" besuchte sie an ihrem letzten Öffnungstag, an dem sich Edeltraud Döveling an die Anfangszeit erinnerte: „Ich wußte echt nicht, was eine ‚Pommes frites'[4] ist. Ich habe gesagt: ‚Leute, was ist das?' – ‚Ja, das sind doch gebratene Kartoffeln.' Ich sage dir: Na, da dann gab es die noch in einer Tüte, in so einer spitzen Tüte.' – ‚Wie kann man die essen? Mit Mayonnaise?' – Oft genug ist die Tüte, weil die Spitze [brach], für die Kinder war [die] zu schwer – Platsch[9] [heruntergefallen]! Da lagen sie vor der Tür oder so, nicht?"

„Ja, das ist irgendwie etwas Besonderes. Das ist keine hochwertige Gastronomie, aber es ist irgendwo ein Ort, wo man sich trotzdem sehr wohlfühlt. Gerade wenn man hier so im Ruhrgebiet lebt, und wo man so

8) (umgangssprachlich): das Ruhrgebiet
9) onomatopoetisch: So klang das.

diesen ‚Spirit' auch spürt und liebt, dann ist eine Pommesbude, gerade diese traditionelle, (etwas) etwas ganz Besonderes."

Gemeinsam mit seinen Mitstreitern zog Henning Prinz von Bude zu Bude durchs Ruhrgebiet, recherchierte[10] für den „Pommesführer Ruhr", der 2015 zuletzt in der 4. Auflage erschien. „Wenn ich das dann verfolge in diesem Zeitraum, in diesen knapp[A19] 30 Jahren, dann sehe ich, daß viele von den Buden, die wir ja auch schon in dem Buch hatten, mittlerweile nicht mehr da sind. Also ich würde mal sagen, so ungefähr ein gutes Drittel ist nicht mehr da."

Zum Beispiel der „Bergbau-Grill" von Annegret Nebelung, die rund 40 Jahre lang Schaschlik, „Hot Dogs" und Schnitzel gegenüber dem Bergbau-Museum in Bochum verkaufte. Eine Currywurst/Pommes/Mayo, kurz CPM, kostete 2015 dort noch 3,30 Euro. Auch die „Frittenkiste" in Essen, wo es damals diese Kombination noch für 4 Euro gab, ist heute geschlossen. Der Imbiß verändert sich, und mit ihm das Geschäft dahinter.

„Mit jeder Auflage [meines Buchs] zieht sich das eigentlich durch, von 1998 bis heute. Und das zeigt dann eben ganz klar, daß diese klassische Pommesbude, auch das, was sie ausmacht mit diesem überschaubaren Segment, (daß die) immer (weniger) [seltener] wird." Die Gründe dafür liegen für Henning Prinz sowohl vor als auch hinter der Imbißtheke. „Ich glaube, viele sind da[mit] nicht mehr so

10) chercher (frz.): suchen, re...: immer wieder

natürlich (mit) großgeworden hier im Ruhrgebiet, wie das früher so war. Da war [es] etwas Besonderes, in die Pommesbude zu gehen. Heute ist die Auswahl einfach so groß und auch (sie) die Möglichkeiten, sich ‚On Line' Dinge zu bestellen, daß das einfach nicht mehr so präsent ist, glaube ich, bei den Kindern, bei den jungen Leuten."

40 Jahre oder mehr Tag für Tag hinter der Imbißtheke zu stehen, Würstchen zu wenden und Pommes zu frittieren, auch das ist für junge Menschen nicht mehr vorstellbar, glaubt Henning Prinz. „Das meiste ist ein knüppelharter ‚Job', ja, also unabhängig davon, daß man den ganzen Tag nach Pommesfett stinkt, ist es so, daß das natürlich Schichten sind, die bis in den Abend, teilweise bis in den späten Abend gehen, natürlich auch Freitag[s], Samstag[s], oftmals Sonntag[s]. Das sind so Arbeitszeiten, die sich heute kaum noch einer antun möchte."

In einer internationalen Umfrage nennt etwa jeder fünfte Gastronom Personalmangel als größtes Problem. Während dieses Thema in vielen anderen Ländern an erster Stelle steht, liegt es in Deutschland nur auf Platz 3. Als größere Herausforderungen werden hier vor allem die gestiegenen Kosten für Lebensmittel und Energie gesehen. Am meisten beschäftigt die Gastronomen jedoch, daß die Ansprüche der Gäste deutlich gestiegen sind. Und sie beschweren sich schneller und vor allem öffentlich. Besonders durch Internet-Bewertungen steigt der Druck auf die Imbißbesitzer. Über die lauwarme Currywurst ärgert

sich dann nicht mehr nur der Einzelne, sondern er erzählt es direkt der ganzen Welt.

1971 gab es noch keine „Google"-Bewertungen, keine „Influencer", die euphorisch über Neueröffnungen berichteten. Wenn es sie gegeben hätte, dann wäre das vermutlich die Neueröffnung des Jahres gewesen: Am 4. 12. 1971 eröffnet in München der erste „McDonald's" gleich neben dem Fußballstadion im Stadtteil Obergiesing. In dieser Filiale gab es gerade einmal 6 Produkte: „Hamburger", „Cheeseburger", Pommes, Cola, Limo[nade] und Kaffee. Trotzdem war die Neugier groß auf das amerikanische „schnelle" Essen. Die „Süddeutsche Zeitung" schrieb damals: „Statt auf den Kellner zu warten, steht man Schlange. Statt auf dem Tischtuch oder von ‚Sets' wird vom Tablett gegessen. Teller und Besteck gibt es nicht. Man ißt mit den Fingern aus dünnem Papier einen ‚McDonald's'-Hamburger zum Preis von einer Mark, die doppelte Portion für eine Mark 90." [...]

Rund 19 000 Dönerläden gibt es heute in Deutschland. Eberhard Seidel kennt viele von ihnen. Der Journalist gilt als *der* Döner-Experte in Deutschland. „Menschen aus der Türkei sind natürlich nicht nach Deutschland eingewandert, um Döner-Imbißbuden aufzumachen, sondern sie sind ab 1961 ja auch als sogenannte Gastarbeiter angeworben worden. Und das sollte ein auf Zeit befristetes Arbeitsverhältnis sein und ein [vorübergehender] Aufenthalt in Deutschland. Alles ist anders gekommen, wie wir heute wissen."

Denn 1973 verhängte Deutschland einen Anwerbestopp. Keine weiteren Arbeitskräfte sollten aus der Türkei herkommen. Und Menschen aus der Türkei, die damals in Deutschland waren, mußten sich überlegen, ob sie zurück in die Türkei gehen oder ihre Familien herholen. Hin- und herreisen konnten sie nicht mehr. „Als die Weltwirtschaftskrise 1983/84 viele Fabriken dazu gebracht hat, Arbeitskräfte zu entlassen, (und) [waren] die ersten, die entlassen wurden, (waren) die ungelernten Band-Arbeiterinnen in den Fabriken aus der Türkei, also überwiegend mit einer doppelten bis dreifach so hohen Arbeitslosenquote, die [es] dann also in der türkischen ‚Community' gegeben hat. Das war auch ein Punkt, wo sich viele überlegen mußten, wie sie ihre Existenz sichern, und das hat eben dann auch zu dem Erfolg der Dönerbuden beigetragen. Und das war die Zeit, als eine ganze Reihe von Gemüseläden entstanden sind, von Änderungsschneidereien, also von einer ethnischen Ökonomie, unter anderem auch den Döner Kebab."

In den '80er Jahren erlebte der Döner dann einen regelrechten „Boom", auch weil er unschlagbar günstig war. „Es ist auch so, daß der Erfolg der Dönerbuden – daß es so viele dann in Deutschland gegeben hat – ja nur möglich war, weil es ein sehr, sehr gutes Preis-Leistungs-Verhältnis in der Vergangenheit war. Aufgrund nur einer doch hohen Selbstausbeutung in den Familienbetrieben war es auch eine Leibspeise für Menschen, die nicht so viel Geld haben. Der Döner ist ja eine komplette Mahlzeit,

wenn man sich den mal anschaut und ißt. Und das für sehr wenig Geld. Das war für Menschen, also auch für Schüler, meine ich, und Jugendliche durchaus leistbar. (Das) [Dafür] ist einfach die Erklärung, daß in der Döner-Branche Familien gearbeitet haben, und zwar zu sehr günstigen Bedingungen, also ich sage mal: sehr niedrigen Löhnen, wo es darum ging, ein Familieneinkommen zu erzielen. Und da konnte die System-Gastronomie, also ganz einheitlich geführter Betriebe, nicht mithalten."

Noch bis 2019 kostete ein Döner im bundesweiten [Durch]schnitt 4 – 5 Euro. Heute ist [der] Döner deutlich teurer und dennoch beliebt wie nie. Für ein mit Fleisch gefülltes Fladenbrot waren 2025 nach Angaben des Marktforschers YouGov im bundesweiten Schnitt 7,11 Euro fällig. Das sind 47 % mehr als 2021, als der Preis noch bei 4,85 Euro lag. Trotzdem hat die Zahl der Bestellungen im selben Zeitraum um 15 % zugenommen. [...]

„In der Regel greift man eher auf das Bewährte, das Bekannte zurück. Das heißt, da sind natürlich die ganzen großen oder auch kleineren ‚Ketten', die bekannt sind, natürlich echt im Vorteil. Wenn ich in eine Stadt reinkomme und da sehe ich eine Marke, der ich vertraue, wo ich schon gegessen habe, wo es geschmeckt hat und wo ich weiß, ich bekomme auch eine saubere Qualität in vernünftiger Hygiene, vernünftigen ‚Service', dann gehe ich da natürlich eher rein."

Doch auch, wer noch keine bundesweit bekannte

Marke hat, kann auf dem Imbißmarkt erfolgreich sein, glaubt Gastro-Expertin Kristin Otto. Man muß nur wissen, wie man sich bemerkbar macht: „Ich glaube ganz wichtig ist immer, daß da Leute drin sind. Also, du kannst neu eröffnen. Wenn hier eine Person hinter dem Tresen steht und da ist niemand drin, dann wird auch niemand hineingehen. Also, mein heißer Tipp für Gastronomen wäre eher mal: Lad dir alle deine Freunde ein. Stell sie da hin, daß sie Schlange stehen, weil: Dann kommen Leute und denken: ‚Boah, was ist das? Das will ich auch haben, das will ich auch probieren.' " [...]

Larissa Schröder ist Pressesprecherin von „Uber Eats" in Deutschland. Uber trat 2009 als Taxi-Alternative auf den Plan. Heute übernimmt das Unternehmen auch Kurierfahrten. Man kann Pakete über Uber verschicken und eben Essen bestellen. „Ganz besonders beliebt (ist), um Essen zu bestellen, ist klassischerweise der Sonntag, genauer genommen, der Sonntagabend, also so zwischen 17 und 22 Uhr am Sonntag, die klassische ‚Dinner-Zeit', da wird am meisten bestellt."

Für Gastronomen hat das Vor- und Nachteile. Bis zu 30 % der Bestellsumme müssen sie an das Lieferunternehmen abgeben, und das bei gleichem Wareneinsatz [und gleichen] Energie- und Personalkosten. „Uber-Eats"-Sprecherin Larissa Schröder betont vor allem die Vorteile des Liefer-„Services" für Gastronomen: „Es ist auf jeden Fall ein Vorteil für Restaurants, gerade wenn die Laufkundschaft gerade

mal nicht so da ist. Aber auch wenn jetzt mal Zeiten sind, in denen einfach weniger los ist, eben diese Auslastung wieder zu erhöhen durch ‚On Line'-Bestellungen." [...]

„Beim Essen ist es ja wie bei allen Lebensbereichen: Die Leute unter 30 sind sprunghaft. Sie wollen dauernd Abwechslung, dann haben sie mal Geld, dann haben sie mal keins, das liegt in der Natur der Sache. Und Menschen, ja, kommen im Laufe in ihrer Biographie in ruhigere Fahrwasser und werden dann auch stärker wieder zu Routine-Essern, zu Redundanz-Essern. Und dann mögen sie Produkte, die modern daherkommen, die modern erscheinen, die aber genug Tradition haben [...]", sagt der Kulturwissenschaftler Gunther Hirschfelder. [...]

„In einer Zeit, in der wir immer weniger Menschlichkeit haben, brauchen wir Orte der Menschlichkeit, und das kann ganz niedrigschwellig sein. Wenn jemand in einer Imbißbude einen Gast wiedererkennt und sagt: ‚Hey, wie geht's denn? Das Gleiche wie immer?', dann reicht das schon für eine positive Kundenbindung. ‚Hallo', ‚Guten Tag' oder ‚Salam' meinetwegen, oder ein Augenkontakt. Damit verdiene ich letztlich mehr Geld als mit der Bratwurst." [...]

[Das war] eine Produktion des Westdeutschen Rundfunks, 2026.

SWR[A1] Kultur[A2]: „Forum“[11]: „**Naziforschung in Familien** – Das neue Interesse an der NS-Geschichte“ mit Gregor Papsch. Hallo![12] [...] Die Nazis, das waren doch immer die anderen. Jetzt, mehr als 80 Jahre nach Kriegsende, scheint die Bereitschaft, die eigene Familiengeschichte zu durchleuchten, größer denn je. Seit das US-Nationalarchiv die NSDAP-Mitgliederdatei öffentlich gemacht und deutsche Medien sie mit Hilfe von künstlicher Intelligenz leicht durchsuchbar gemacht haben, ist das Interesse riesig[13]: Waren meine Vorfahren vielleicht doch Nazis? [...]

Meine Gäste, das sind der Historiker und Publizist Professor Dr. Götz Aly. Bei uns ist auch Julia Wolrab, die wissenschaftliche Leiterin des Dokumentationszentrums Nationalsozialismus in Freiburg. Und ich begrüße Dr. Felix Bohr: Beim Magazin „Der Spiegel“ leitet er das Geschichts-Ressort. [...]

Biographie-Arbeit, nenne ich es mal, „boomt“ ja seit vielen Jahren schon, wenn ich allein an die Dauer-„Bestseller“ der Publizistin Sabine Bode über die Kriegskinder, über die Kriegsenkel denke. Was jetzt neu ist, Sie haben es gesagt, mit Hilfe von KI kann ich mit ein paar Maus-Klicks Gewißheiten erhalten, für die ich vorher monatelang Anträge [auf Akten-Einsicht] stellen mußte. [...]

Götz Aly, Sie haben sich ja wie kein anderer mit

11) So heißt diese Sendereihe. (Vgl. Nr. 526!)
12) Damit begrüßt er die Zuhörer.
13) Riesen sind übermenschlich groß.

der NS-Vergangenheit der Deutschen beschäftigt, zuletzt in Ihrem Buch „Wie konnte das geschehen?“. Da beschreiben Sie einmal mehr, wie das NS-Regime eben nicht von einzelnen Akteuren, sondern aus der Mitte der Gesellschaft getragen wurde. Daß ein Großteil unserer Vorfahren darunter war, haben wir geahnt. Jetzt ist ein Teil dieser Mitte namentlich identifiziert und dokumentiert. Macht das noch mal einen Unterschied? [...]

„Man weiß natürlich über eine NSDAP-Mitgliedschaft eigentlich wenig [darüber], was (derjenige) derjenige gemacht hat. Gucken Sie mich an! Ich bin Jahrgang 1947. Da haben Sie eine Chance – weil: Die NSDAP war eine sehr junge und sehr männliche Partei – von über 20 %, daß der Vater in der NSDAP war, und zu 95 %, daß er bei der Wehrmacht war. Die Wehrmacht hatte 18 Millionen deutsche Männer insgesamt, also eigentlich alle, die laufen konnten. So. Was die bei der Wehrmacht an Verbrechen begangen haben, gesehen haben, mitzuverantworten hatten, [dabei] weggesehen haben, das kriegt[A14] man überhaupt nicht heraus[14] über diese Kartei. Und da waren ...zig, da waren Hunderttausende, Millionen Leute dabei, die Sie nicht in dieser Kartei finden, und [die] mit dem, was sie wußten, was sie mitgemacht haben, inzwischen ins Grab gegangen sind. Die meisten haben nicht darüber gesprochen. Das muß man sich klar machen.“ [...]

14) Um etwas herauszubekommen, muß man nach|forschen und Informationen zusammen|tragen.

Julia Wolrab, wissenschaftliche Leiterin des Dokumentationszentrums Nationalsozialismus in Freiburg: Dieses Zentrum, Frau Wolrab, gibt es erst seit wenigen Jahren. [...]

Kriegen[A4] Sie Reaktionen? Welche Gefühle kommen da zum Ausdruck? [...]

„Wir haben nicht erst seit der Veröffentlichung der NSDAP-Mitgliedsakten jetzt (über) [durch] das US-Archiv, sondern schon im Vorfeld regelmäßig Anfragen bekommen von Menschen, die explizit nach Familienangehörigen recherchieren wollen, (die) (wo) [bei denen] sie vermuten, daß sie nicht nur Mitglied der NSDAP gewesen sind, sondern auch im Bereich der Täterschaft zu verorten sind. Und das sind Menschen, die auf den Dachböden[15] Objekte finden, (die) die Nachlässe finden, die merken: In meiner Familie wurde [über so etwas] tatsächlich nie gesprochen. Es war ein Tabu-Thema. Und jetzt stoße ich da auf dem Dachboden oder im Keller auf ein Relikt[16], auf eine Akte, auf ein Foto und weiß überhaupt nichts damit anzufangen. An wen kann ich mich da eigentlich wenden? Und wenn ich da etwas darüber herausfinde, wie gehe ich dann eigentlich mit der Familie damit um? Wie groß ist eigentlich die Akzeptanz, daß ich da ‚hineinsteche' innerhalb meiner Familie?" [...]

Herr Bohr, ich will die Frage auch an Sie richten.

15) Im Dachgeschoß hat man wie auch im Keller Räume, in denen man manches aufbewahrt.
16) reliquere (lat.): zurück|lassen

Sie kriegen[A14] ja auch viele Reaktionen von (Leserinnen und) Lesern, die nach ihren Vorfahren gesucht haben, die vielleicht fündig geworden sind. Was treibt die? Also geht es da um bloßes Wissen oder um die Frage von Schuld, Täterschaft, womöglich auch um eigene Scham? [...]

„Es gibt tatsächlich Leute, die zum ersten Mal von der [NS-]Mitgliedschaft ihrer Vorfahren erfahren, und es gibt Leute, die sich wie Herr Aly seit Jahrzehnten damit beschäftigen und auch jetzt in der Datenbank weiter fündig wurden im erweiterten Familienkreis. Dann gibt's tatsächlich aber auch Zuschriften, die es in der [westdeutschen] Bundesrepublik schon immer gab, daß man jetzt endlich mal einen Schlußstrich ziehen müsse, daß das jetzt auch mal gut sei mit der Vergangenheit. Wir hätten ja so viele Probleme in der Gegenwart, also: Warum sich mit der NS-Vergangenheit beschäftigen?" [...]

[Aly:] „Man erfährt da sehr wenig. Also man kann sagen, wenn einer '33 im Mai eingetreten ist, dann hat das viel mit Opportunismus, Anpassung zu tun. (Die) Die Leute, die vorher eingetreten sind, das sind relativ wenige. Dann gibt's Leute wie mein[nen] Vater: Der ist '37 eingetreten. Der ist wirklich erst dann eingetreten, weil er zufällig HJ[17]-Angestellter wurde. Aus dieser [Kartei-]Karte erfährt man etwas von seinen Umzügen und gegebenenfalls, ob er pünktlich den Beitrag bezahlt hat, mehr nicht.

17) In der Hitler-Jugend waren die Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren.

Also man braucht Zusatzinformationen. [...] Es gibt da noch einiges in Deutschland. Also (ich bin) Es gibt diese große, wunderbare, inzwischen digitalisierte Feldpostbriefsammlung am deutschen Kommunikationsmuseum: Das war früher das Postmuseum in Berlin. Da haben Sie das Original und daneben die Umschrift, und Sie können den ganzen Bestand mit Stichworten, Namen usw. durchsuchen. Da haben Sie von einzelnen Personen dann 200 Feldpostbriefe oder nur 5 oder nur 10 und dann ist er gefallen[18] oder so. Das sind wichtige Quellen, und die Leute sollen ihre Feldpost-Bündel, die sie vielleicht nicht lesen können oder wollen, dorthin geben. Sie müssen nur sagen, wer das ungefähr war, wann er geboren ist, wann er gestorben ist, welchen Rang er hatte. Und dann wandert das in diese Datei und wird das Bild vom Krieg und das vom Zweiten Weltkrieg wesentlich differenzieren.“ [...]

Danke für diese Diskussion und Ihnen allen fürs Zuhören! Mein Name ist Gregor Pabsch. Tschüs![19]

18) fallen, ä, ie, a (s): als Soldat sterben
19) Adieu (frz.: à dieu), Adjes (lat.: ad Jesum), Ade (lat.: ad deum; deus: Gott, frz.: dieu): Möge Gott sich Ihrer an|nehmen, Sie beschützen!

Inhaltsverzeichnis des Beihefts
zu Nr. 542 (Oktober 2026)

Kinder-Landverschickung im Zweiten Weltkrieg*
(5. 10. '25) Seite 1 - 11
Überregulierung im Baugewerbe (24. 3. '26) 11 - 21
Widerstand gegen die Lagerung von Atommüll
(8. 6. '26) 23 - 40

24’07” *Übungsaufgabe zu Nr. 542

Schreiben Sie bitte, was Sie hier hören, auf Blätter A 4 mit weitem Zeilenabstand, indem Sie jede 2. Zeile zum Verbessern frei lassen, schreiben Sie aufs 1. Blatt Ihren Namen, Ihre Adresse und eine Fax-Nummer, unter der Sie zu erreichen sind, und schicken Sie das dann bitte bis Monatsende an die Redaktion: Ishiyama Shosai, Japan 171-0021 Tokio, Toshima-Ku, Nishi-Ikebukuro 5-21-6-205.

Innerhalb von zwei Wochen bekommen Sie dann als Fax Ihre Zensur von 1 — 10 Punkten (10 ≙ sehr gut) und den Text, damit Sie selber verbessern, was Sie geschrieben haben, und sich überlegen, woher diese Fehler kommen und was Sie noch üben müssen.

Was Sie hören, ist eine Zusammenfassung eines Teils dessen, was Sie letztes Mal in „Direkt aus Europa auf deutsch“ gehört haben. Wenn Sie Schwierigkeiten haben, hören Sie sich das bitte noch einmal an und sehen Sie sich im Beiheft an, wie die Eigennamen geschrieben werden! Vokabeln schlagen Sie bitte in einem Wörterbuch nach!



ヨーロッパ発ドイツ語のラジオニュース

Direkt aus Europa auf deutsch

編集者　宇田　あや子
田畑　智子
田畑　義之
尾坂　久仁子

監修　Heinz Steinberg
〔元東京外国語大学客員教授〕

発行　ドイツ･ゼミ　石山書斎
〒171-0021 東京都豊島区西池袋５－２１－６－２０５
https://direktauseuropa.net
振替/00160-6-44434

ある国のニュースを聞けば、今そこで何が話題になり、人々がどんな生活意識を持って暮らしているのかがわかります。この独習教材は、毎月、ドイツ･オーストリア･スイスのラジオニュースを厳選してヨーロッパ事情を紹介します。論説や討論会、各種インタビューなどを通じて、生きたドイツ語に触れることができます。

音声の収録時間は約 60 分です。全文テキスト付なので、内容が確認できます。また、テキストの各頁下にあるドイツ語の注により、辞書に頼らずに、ドイツ語で考え、ドイツ語で理解する習慣が身につきます。繰り返し聞けば、聞き取り能力が大きく向上するとともに、ドイツ語の自然な表現を習得することが出来ます。ドイツ語検定　1、2 級対策としても最適です。

音声は毎月 8 日、テキストは 10 日から、毎号インターネット上で提供します。

活用法の一例：　聞き取り作文用学習教材として

1）音声を聞いた上で、興味のある項目を選んでテキストにざっと目を通します。固有名詞、知らない単語や熟語を書き出し、あらかじめ独独辞典等で意味と用法を調べておきます。

2）その音声を、自分の聞き取れる範囲で少しずつ聞いて、その部分を書き取ります。書いた文が意味の通じるものになっているか、前後の文内容から見て筋が通っているか、文法的な誤りがないかどうかなどを検討します。

3）2）を繰り返して、ある程度の分量になったらテキストを見て、合っているかどうかチェックします。間違えたところは、なぜ間違えたのかを考えてみれば、次に同じような間違いをせずに済むでしょう。

聞き取り作文訓練･実力テスト

毎月、前号の内容より一部分を要約して、Ｂ面の最後に収録しています。その文章を書き取り、コピーしたものを各月末日までに石山書斎宛て、郵送してください。採点の上、模範解答を Fax または郵送にてお送りいたしますので、お名前とご住所のほかに、Fax 番号をお書き添え下さい。１６６号からも受け付けます。

この独習教材は無料で使用できますが、製作支援のために寄付を下さる方は、１号あたり　1,０００円、年間　１２,０００円　〔学生半額〕を　郵便振替口座　００１６０－６－４４４３４　　ドイツ･ゼミ　にお振込み下さい。

バックナンバーのご案内

２６６～２７７号は朝日出版社（Tel：０３－３２３９－０２７１）にお問い合わせ下さい。